

das am 4. Oktober 1977 begann, kam es zu einem harten Schlagabtausch. Das Schlussdokument hielt lediglich fest, dass es „über die Implementierung der Schlussakte unterschiedliche Auffassungen gegeben habe“ (S. 206). Als Erfolg wurde bewertet, dass im Herbst 1980 ein weiteres Folgetreffen in Madrid beginnen sollte.

Im Madrider Folgetreffen (1980/83) wollte die UdSSR vom Westen die Zusage zu einer Konferenz über militärische Entspannung und Abrüstung, weil die hohen Rüstungskosten ihre Wirtschaftskraft überforderten. Als Gegenleistung sollten im Korb III verschiedene Erleichterungen angeboten werden, u. a. bei der Familienzusammenführung und Eheschließung. Auf einer vorbereiteten Tagung der stellvertretenden Außenminister des WP erklärte die DDR kategorisch, dass sie für Zugeständnisse „keine Möglichkeiten“ sehe. Die Autorin betont, dass der Interessengegensatz zwischen der DDR und der UdSSR in dieser Hinsicht „gravierend“ war (S. 264). Das Abschlussdokument (unterzeichnet am 15. Juli 1983) wurde wieder im *Neuen Deutschland* veröffentlicht. Seine „hohe politische Bindung“ (S. 361) zwang die DDR, Ausreiseanträge nicht mehr als rechtswidrig zu bezeichnen. Die Ausreisebewegung bekam das SED-Regime bis zu seinem Untergang nicht in den Griff.

Hanisch analysiert den KSZE-Prozess vor dem Hintergrund von Honeckers Innenpolitik, der Beziehungen zur Bundesrepublik und zur UdSSR, der Kontakte der USA zur UdSSR und der Polen-Krise. Sie hat ihr hervorragendes Buch klar gegliedert und flüssig geschrieben. Einige Flüchtigkeitsfehler haben sich eingeschlichen (S. 132: Stolpe war Konsistorialpräsident, S. 227: 70 Mio. und 525 Mio. DM). Der Anhang enthält zwei Tabellen und zwei Grafiken über Ausreiseanträge. Für eine zweite Auflage empfiehlt sich die Aufnahme der Liste der 35 Unterzeichnerstaaten der KSZE. Dabei sollte die Mitgliedschaft in der NATO und im Warschauer Pakt angegeben werden,

was das Gewicht der neutralen Staaten sichtbar machen würde.

Otto Wenzel

BERT PAMPEL (Hrsg.): *Erschrecken – Mitgefühl – Distanz. Empirische Befunde über Schülerinnen und Schüler in Gedenkstätten und zeitgeschichtlichen Ausstellungen* (= Zeitfenster. Beiträge der Stiftung Sächsische Gedenkstätten zur Zeitgeschichte, Bd. 8). Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2011, 346 S.

Bert Pampel ist in Gedenkstättenkreisen kein Unbekannter. 2007 legte er unter dem Titel „Mit eigenen Augen sehen, wozu der Mensch fähig ist“ eine umfangreiche Arbeit zu Einzelbesuchern in Gedenkstätten vor. Der neue Band beschäftigt sich mit der Forschung zu Besuchen von Schülerinnen und Schülern in Gedenkstätten. Es ist das Ziel der Studie, eine Bilanz der bisherigen Arbeit zu ziehen und Ergebnisse aus Untersuchungen zu präsentieren. Dazu wurden insgesamt 14 Beiträge mit Ergebnissen einzelner Forschungsprojekte aufgenommen, denen sehr unterschiedliche Fragestellungen und Forschungsdesigns zugrunde lagen. So finden sich Artikel über Evaluationen, die mit einfachen quantitativen Methoden arbeiten, bis hin zu dem Bericht über eine EU-weite Befragung von Gedenkstätten und Museen sowie den für sie zuständigen Ministerien, welchen Beitrag sie für die Menschenrechtsbildung leisten können. Diese Bandbreite ist beeindruckend, zugleich scheint die Zusammenstellung aber auch etwas beliebig. Das ist dem Herausgeber jedoch nicht vorzuwerfen, weil es in der Natur der Sache liegt: Gedenkstättenübergreifende Forschungsprojekte zu pädagogischen Prozessen gibt es noch kaum. Die Forschung blieb bisher auf relativ kleine, ortsbezogene Projekte mit engen Fragestellungen begrenzt.

In seinem einführenden Artikel versucht Pampel, genau diese Lücke zu schließen,

indem er die Ergebnisse der vorhandenen Studien über die Besuche von Schülern in Gedenkstätten zusammenfasst. Seine Ausführungen machen deutlich, wie dünn die Datenbasis ist: Er zitiert zwar insgesamt 21 Untersuchungen, allerdings stammen die Daten zum Teil aus den 1980er und 1990er-Jahren. Angesichts der Tatsache, dass die damaligen Jugendlichen die Eltern der heutigen Schüler sein könnten und sich die gesellschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen massiv verändert haben, kann der Wert dieser Daten für die Konzeption und Reflexion heutiger Bildungsangebote infrage gestellt werden.

Interessant ist etwas anderes: Durch die breite zeitliche Streuung fällt auf, dass zumindest zwei Fragen die empirische Sozialforschung zur Gedenkstättenarbeit schon seit 40 Jahren umtreiben. Zum einen versucht ein großer Teil der Studien nachzuweisen, dass Schüler und Schülerinnen bei Gedenkstättenbesuchen historische Kenntnisse erwerben. Zum anderen haben zahlreiche Wissenschaftler versucht herauszufinden, inwiefern historisches Lernen an Gedenkstätten für die politische Einstellungen relevant werden kann – ohne allzu großen Erfolg. Auch Pampel kommt in seiner Einführung zu wenig belastbaren Ergebnissen: „Die Behauptung, Gedenkstättenbesuche könnten fremdenfeindliche Einstellungen bei Schülern verringern, wurde also bislang sozialwissenschaftlich nicht verifiziert, scheint aber aufgrund der vorliegenden Indizien, wie auch der Erfahrungen von Gedenkstättenpädagogen, eher unwahrscheinlich“ (S. 37). Etwas klarere Aussagen trifft er zur Vermittlung von historischem Wissen: „Viele Schüler, wahrscheinlich sogar eine deutliche Mehrheit, erwerben also durch einen Gedenkstättenbesuch durchaus neue Kenntnisse“ (S. 43).

Spannend sind Pampels Methodenkritik und seine Überlegungen zur Weiterentwicklung der Forschung. Zukünftig müsse, so fordert er, stärker als bisher nach den Deutungen und Erklärungsansätzen der Schüler gefragt

werden. Wie nehmen Jugendliche Gedenkstätten wahr? Was bedeuten diese Orte und deren Geschichte für sie? Wie ein solches Forschungsdesign aussehen kann, beschreiben *Ines Garnitschnig* und *Nora Sternfeld* im zweiten Artikel des Bandes. In der Darstellung eines Projekts mit Schülern eines Wiener Gymnasiums entwickeln die beiden Autorinnen ein Konzept, in dem alle Teilnehmer das Setting aktiv gestalten. In einem „kollaborativen Prozess“ sind „Vermittlungsansätze, pädagogische und sozialwissenschaftliche Zugänge sowie Zugänge von beteiligten SchülerInnen produktiv verschränkt“ (S. 60). Dieser Ansatz, der pädagogische Praxis und Forschung zusammenbringt und die Beteiligten selbst zu Forschenden macht, erinnert stark an Konzepte der Aktionsforschung, die in der historischen Bildung bislang kaum rezipiert wurden. Das ist umso erstaunlicher, als die Aktionsforschung schon vor vielen Jahren für die Evaluation von Unterrichtsmethoden ausgearbeitet wurde und weithin etabliert ist.

Bemerkenswert an dem Sammelband ist, dass Gedenkstätten, die an die NS-Zeit, und solche, die an die DDR erinnern, gemeinsam betrachtet werden. Nach wie vor bilden epochenübergreifende Forschungsarbeiten die Ausnahme, und der Austausch innerhalb der Pädagogik verläuft schleppend. Insofern ist der Ansatz begrüßenswert. Unter den 14 Beiträgen findet sich allerdings keiner, der eine übergreifende oder vergleichende Perspektive einnimmt; lediglich zwei befassen sich mit DDR-Gedenkstätten. *Kerstin Dietzel* beschäftigt sich mit einer Schülerbefragung an der Gedenkstätte Moritzplatz in Magdeburg, und *Kathi Bromberger* und *Matthias Rosendahl* erläutern die Ergebnisse einer Befragung von Schülern in der Gedenkstätte Bautzen. Letztere liefern einen interessanten Hinweis auf die von den Schülern mitgebrachten Deutungsmuster. Jugendliche werden, so schreiben sie, durch den Gedenkstättenbesuch dazu angeregt, „ihr eigenes DDR-Bild zu überdenken und einseitig positive Darstellungen der DDR

zu hinterfragen. Dabei kann der einmalige Besuch in einer Gedenkstätte allerdings keine komplette Revision von einseitig positiven DDR-Bildern bewirken“ (S. 167). Hier wünscht man sich als Leser den Vergleich mit den Erfahrungen der NS-Gedenkstätten, denn die Diskussion, wie tradierte Bilder Bildungsprozesse beeinflussen und wie Lernprozesse gestaltet sein müssen, um zum Reflektieren vorhandener Bilder anzuregen, beschäftigt die Pädagogen dort seit Jahren – wenn auch unter anderen Vorzeichen. Wünschenswert wäre, dass der Sammelband Anregung zu einem intensiveren Austausch über pädagogische Methoden und deren Wirkung liefert.

Der Band wirft Schlaglichter auf die Arbeit von verschiedenen Gedenkstätten und reflektiert deren pädagogische Praxis. Die Empirie dient in vielen der vorgestellten Projekte vor allem dazu, die Alltagserfahrung der Pädagogen zu objektivieren. Wirklich Neues ist kaum zu erfahren, denn das Hauptinteresse der Schüler dem „Authentischen“ gilt, wie es unter anderem *Alexandra Marx* und *Michael Sauer* für die Gedenkstätten Buchenwald und Moringen nachweisen (S. 128), ist nicht über-

raschend. Ebenso wenig neu ist, dass Schüler ein großes Interesse an der Darstellung von „Grausamkeiten der Nazis“ haben (S. 129). Annette Eberles Überlegungen zum Zusammenhang von „Fühlen“ und „Denken“ in pädagogischen Prozessen an Gedenkstätten sind seit ihrer 2008 vorgelegten Veröffentlichung „Pädagogik und Gedenkkultur“ bekannt.¹

Dennoch ist der Sammelband nützlich und wichtig. Er bildet den Forschungsstand zu Bildungsprozessen an Gedenkstätten ab und zeigt deutlich die Desiderata. Und nicht zuletzt taucht nach der Lektüre die Frage nach der Methodik auf. Ein großer Teil der vorgestellten Studien arbeitet mit quantitativen Methoden, die insbesondere, wenn es um die Haltungen der Schüler und die vorgenommenen Bedeutungszuschreibungen geht, an ihre Grenzen kommen. Die hohe Normierung des Sprechens über die Geschichte des Nationalsozialismus und der DDR prägt eben nicht nur die pädagogischen Prozesse, sondern auch deren Beschreibung. Hier gilt es zukünftig kreativer zu sein – Ideen, in welche Richtung die Reise gehen könnte, finden sich in dem Band.

Mirko Wetzel

1 Annette Eberle, Pädagogik und Gedenkkultur. Bildungsarbeit an NS-Gedenkorten zwischen Wissensvermittlung, Opfergedenken und Menschenrechtserziehung. Praxisfelder, Konzepte und Methoden in Bayern, Würzburg 2008.